

Lucertola

Autor(en): **Chappuis, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 16

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637725>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

resp. zu vertiefen. Dadurch würde der Durchgang bei der Hauptwache von den geplanten 11 Meter auf 13,60 Meter erweitert und außerdem würde die Reklergasse um einiges besser mit dem Kasinoplatz, d. h. mit der obern Stadt verbunden. Am gleichen Diskussionsabend wurden von verschiedenen Rednern noch mehrere Einwände gegen den Alignementsplan erhoben. Einmal drehte sich die Aussprache darum, ob die Hauptwache überhaupt an ihrer jetzigen Stelle gelassen werden solle. Der südwärts geplante Neubau, der ein Stockwerk höher als die Wache werden wird, gab ebenfalls zu reden. Von mehreren Seiten wurde darauf hingewiesen, daß auch der vorgesehene Durchgang bei der Hauptwache von 11 Meter immer noch zu gering sei in anbetracht des starken Verkehrs, selbst dann, wenn man berücksichtige, daß durch die Einführung der Theodor Kochergasse auf den Kasinoplatz eine gewisse Entlastung eintrete. Viel zu reden gab zudem die geplante Garage, besonders aber deren Ein- und Ausfahrten, die quer über das davorliegende Trottoir führen werden. Nach Schätzungen werden pro Tag etwa 1000 Wagen diese Stelle überqueren, was bestimmt ein Gefahrmoment bedeuten wird. Man ersieht aus dem Gesagten, daß allerlei gegen den wohlgemeinten Plan vorliegt und daß diese Einwände wohl geprüft werden sollten. Es handelt sich beim Kasinoplatz um einen der wichtigsten Verkehrsplätze Berns überhaupt und die Richtlinien, die jetzt festgelegt werden, dürften für Bern auf Jahrhunderte hinaus verpflichtend wirken.

Bei dieser Gelegenheit sei auch auf ein Projekt hingewiesen, das im Jahre 1925 bei den erstprämiierten Arbeiten gelegen hat und das anstelle der vorgesehenen Garagen ein großes Hallenschwimmbad angenommen hat. Die Idee eines derartigen Bades scheint inzwischen fallen gelassen worden zu sein, es kann aber nicht schaden, beim heutigen Anlaß darauf zurückzukommen. Die neu entstehende mächtige Terrasse (südwärts der neuen Theodor Kochergasse) liegt an derart schöner und guter Stelle, daß man unwillkürlich bedauert, „nur“ Autos hier garagieren zu können. Selbst wenn die Idee eines Bades nicht durchdringen sollte, so könnte der gewonnene Raum für sonstige Hallen, Ausstellungsräume und dergleichen gute Verwendung finden. Auf jeden Fall wird man auch diesen Punkt ernsthaft durchstudieren müssen, denn er kann für die Zukunft Berns von großer Bedeutung werden.

Dem Alignementsplan liegt leider kein Verkehrsplan bei, so kann man sich über diese Seite des Problems nicht äußern, obgleich sie von ausschlaggebender Bedeutung für die Beurteilung des ganzen Komplexes ist. Nach dem altbewährten Grundsatz: „Eile mit Weile“, wird man sich all die bloß angedeuteten Einwände gegen den Plan wohl zu überlegen haben.

Lucertola.

Von Edgar Chappuis.

In langen Reihen lagen sie Bett an Bett auf der sonnigen Terrasse des Lungen-sanatoriums Agra hoch über dem Luganersee. Blasse, abgemagerte Gesichter, glänzende Augen, rote Wädchen von ungesunder Farbe. Die Sonne schien heiß vom wolkenlosen Himmel. Der Blick schweifte über das hügelige Land bis zum tiefblauen See hinunter. Es war schön und friedlich, und die Kranken waren in Sinnen versunken und erfreuten sich des herrlichen Landschaftsbildes, des Einzigen, das ihnen in ihrer trostlosen Leere und Dede, in ihrer erzwungenen Untätigkeit geblieben war, vom reichen, großen Leben dort draußen, aus dem sie die tödliche Krankheit gerissen.

Hin und wieder klang ein trockenes, rauhes Hüsteln. Die Kranken schauten in die Ferne, den Kopf voller Ge-

danke wehmütiger Art, voll von Erinnerungen an vergangene gesunde Tage, aber auch neue Hoffnung keimte auf, der Glaube an baldige Genesung in dieser reinen, sonnigen Höhenluft.

In langer Reihe lagen sie nebeneinander, junge Mädchen, Frauen und Männer, alle durch gemeinsames Leid zu einer einzigen großen Familie vereinigt. Die kranken Lungen atmeten tief die belebende Luft in sich. Sonne, nichts als Sonne, die heilen mußte, denn sie war ja Spenderin von Gesundheit und Leben.

Unter den Sanatoriumsgästen befand sich auch eine junge, kaum zwanzigjährige Mailänderin, Giuseppina Corti, die sich im ungefunden Klima der großen lombardischen Hauptstadt die böse Krankheit zugezogen. Nun befand sie sich seit einigen Wochen hier zur Erholung, genoß das schöne Bild von See und Bergen, lag ganz still und schaute aus ihren schwarzen, großen Augen lächelnd in die sie umgebende Natur. Sie wollte, sie mußte bald gesund werden. Denn wartete nicht daheim der babbo und die mamma auf sie, Carlo, der Bräutigam, der ihr fast täglich schrieb? So war sie geduldig und folgsam, wie es der Arzt befohlen. Es würde ja nicht mehr lange gehen, so durfte sie wieder heim nach Mailand, der gewaltigen Stadt mit ihrem Leben und Treiben.

Die Sonne schien. Rings breitete sich der Friede ländlicher Einsamkeit. Vom nahen Hühnerhofe klang der muntere laute Ruf eines unternehmungslustigen Hahns, und man hörte die Hupe des nahenden Postautos, das von Lugano her wieder neue Gäste, oder auch Besuche, brachte.

Einige Kranke unterhielten sich leise, andere schlummerten, doch immer wieder tönte als Mißklang in die Schönheit das trockene, harte Hüsteln, immer wieder sah man gerötete Gesichter, angsterfüllte traurige Augen, denn alle befanden sich ja im beständigen Kampfe gegen die nagende, schleichende Krankheit, die hartnäckig war und an ihrer Lebenskraft fraß.

Ob wohl Carlo am nächsten Sonntag auf Besuch kam? Das war dann immer ein Tag der Freude. Er war so lieb zu ihr, brachte Blumen aus dem väterlichen Garten, Rosen und Nelken, oft auch goldgelbe Mimosen, die so köstlich dufteten und süße Erinnerungen wachriefen.

Da begann es zu rascheln. Ein kleines graugrünes Wesen huschte flink und mit zierlichen Füßchen über den Boden der Terrasse und blieb vertraulich vor Giuseppinas Bett stehen, die runden, kohlschwarzen Stednadelkopfüglein zu ihr erhoben, das Schwänzchen hin- undherwippend.

„Lucertola, cara amica!“ flüsterte das junge Mädchen erfreut. Da war sie wieder, die liebe, kleine Eidechse, die ihr so manche Stunde gekürzt, sie so reizend unterhalten hatte. — Mit müder Hand warf Giuseppina ihr einige Brotkrumen zu, die sie mit zappelnden Bewegungen ins Mäulchen schnappte, um dann zierlich und flink hin und her zu huschen, sorglos und lebensfroh, von der Sonne beschienen und erwärmt, ein Kind des Südens, welches dem Mädchen wie ein Symbol ungetrübter Lebensbejahung vorkam.

Auf Augenblicke hatte sie ihr Leid vergessen und war ganz in den Anblick des Tierchens versunken. Wie fein seine Bewegungen waren, wie zart und schmiegsam sein weicher, biegsamer Körper! Alles sprühte von Bewegung und Freude, vom Kopf bis zur Schwanzspitze, die in ständiger Bewegung war.

Auch die andern Kranken waren aufmerksam geworden. Das Eidechslein war hier ein gern gesehener Gast. Es konnte so gut unterhalten, war so harmlos und spassig, wenn es versuchte, irgendwo an glatten Bettpfosten heraufzuzukrabbeln, um dann flugs wieder herunterzupurzeln, sich erschreckt zu überschlagen, um nach einiger Zeit sein Spiel wieder neu zu beginnen.

Man unterhielt sich über das Tierchen. Einige wußten von großen Exemplaren in den Tropen zu erzählen, die aber weniger gemütlich waren und eher an kleine Alligatoren erinnerten. Ein junger Mann erzählte von einem braun und gelb gefleckten Salamander, der ihn einst auf einem Spaziergang angesprungen. Hu! Ein scheußliches Biest! Und da der Knabe Student war, kam er vom Salamander unwillkürlich auf seine muntere Studentenzeit, erzählte von lustigen Streichen als Fuchs und die andern lauschten, folgten seinem Berichte aus einer Welt, wo man nicht krank war, nicht stille liegen mußte, wo man sich seiner Jugend freuen konnte.

So war Lucertola eine willkommene Unterhaltung und wenn das unruhige Tierchen irgendwo im grünen Gerank der Glycinen verschwand, bedauerte man sein Fortgehen, denn nun war man wieder mit seinen Gedanken allein, blieb sich überlassen und hörte nichts anderes, als das Hüpfeln und Stöhnen, wohl auch leises, unterdrücktes Weinen, das ja niemand merken sollte.

Die Sonne verschwand hinter den blauen Bergen bei Ponte Tresa. Die Luft wurde kühl. Ein Bett nach dem andern wurde wieder in die Zimmer geschoben. Zwischen den vier Wänden war es nicht mehr so lustig. Es roch wohl auch nach Mitteln, nach Kresol und andern übertriebenden Medikamenten, und bald kam die lange Nacht, in der man oft nicht zu schlafen vermochte, in der man husten mußte, unerbittlich, grausam, und es einem schien, als zerreiße etwas tief innen in der Brust.

Giuseppina lag schlaflos und wälzte sich hin und her. Die Lucertola hatte es gut. Sie wußte nichts von Menschenleid. Nun schlief sie wohl irgendwo unter einem duftenden, blühenden Zweige, weich ins hohe Gras gehuschelt, das Körperchen leise atmend, die Neuglein geschlossen, sorglos, froh in ihrem unbeschwertem harmlosen Tierdasein und brauchte nicht zu denken, sich nicht zu grämen, war gesund, gedankenlos, wunschlos.

Es folgten trockene Regentage. Unablässig goß es vom wolkenstarken Himmel. Tief unten lag der See düster und grau und die schönen Berge hatten sich hinter eine weißgraue Nebelwand verkrochen. Am Sonntag hatte Carlo seine Braut nicht besuchen können. Still und ergeben war sie den ganzen Tag dagelegen, einsam und ihren Gedanken nachgehend, die wenig froh waren. Sie fühlte sich nicht wohl. Hatte Schmerzen, hustete viel. Der Arzt, der sie täglich untersuchte, sprach ihr Mut zu. Es würde schon gehen. Sie sei noch so jung und stark. Es brauche Zeit, brauche immer wieder Geduld. Er erzählte von schönen Heilerfolgen, die er hier oben gehabt. Schwerkranken Patienten seien gesund entlassen worden und hätten wieder ihrem Verdienste nachgehen können.

„Ja, andere, Herr Doktor. Aber ich wohl nicht. Ich bin zu krank.“

„Nein, nein, Signorina! Nur nicht den Kopf hängen lassen! Bald kommt wieder die Sonne, da können Sie hinaus an die Wärme und bald auch hinunter in den Garten, der so hübsch ist.“

Giuseppina lächelte traurig. Der Mann meinte es gewiß gut. Er tat ja nur seine Pflicht, lebte ganz seinen Kranken und war immer freundlich, immer zu einem fröhlichen Spaß aufgelegt, der ermuntern sollte. Ob das der Krankheit half? Sie wußte es nicht, fühlte sich bloß elend und schwach.

Die Regentage verschwanden. Hell und heiß lachte wieder die Sonne. Giuseppina lag bei weit geöffnetem Fenster in ihrem Bett. Heute hustete sie weniger, heute vermochte sie müheloser zu atmen und verspürte auch keine Schmerzen.

Da kroch ein kleiner Schatten über das weiße Fensterbrett. Es huschte blitzschnell vorbei, blieb äugend stehen, bewegte das Schwänzchen.

„Lucertola mia!“ Mit einem kleinen Freudenschrei hatte sich das junge Mädchen im Bett aufgerichtet. Nun war sie wieder da, die liebe, kleine Eidechse, ihr Freund, war sogar in ihrem Zimmer, für sie ganz allein. Wie lieb das war! Das Eidechslein huschte hin und her, versuchte am Fenster emporzuklettern, purzelte mit drolligen Bewegungen hinunter, trieb sein munteres, kindliches Spiel und freute sich der Sonne. Giuseppina sprach leise mit ihm in ihrer wohlklingenden Muttersprache. Die Lucertola war ja auch ein Kind ihrer Heimat, des Südens.

Und die Zeit verstrich. Nun war es der Eidechse gelungen, den Boden zu erreichen. Sie wedelte emsig hin und her, beschnupperte die Bettpfosten und Giuseppina, welche sich weit hinausgelehnt, bekam sogar ihr kaltes, glattes Näschen zu fühlen. Ueberall machte sich das Tierchen zu schaffen. Es rumpelte unter dem Waschtisch, sah neugierig unter dem Sofa hervor, unterhielt sich köstlich und fühlte sich ganz sicher im unbekanntem Revier. Da trat die Krankenschwester ein. Die Eidechse lief ihr vor den Füßen vorbei und sie stieß einen kleinen Schreckensschrei aus: „Puh, eine Eidechse. Schauderhaft. Ich gehe wieder.“ Giuseppina lachte von ganzem Herzen, lachte die würdige, kluge Schwester aus dem Norden aus und es gelang ihr, sie zu besänftigen. Aber die Lucertola mußte hinaus. So konnte sie dem Fräulein unmöglich das Bett zurecht machen. Wer wußte, wann es dem Tierchen in den Sinn kam, an ihren Beinen heraufzukrabbeln, Puh! — —

Der Arzt kam, faßte das Tierchen mit zwei Fingern und warf es aufs weiche Gras vor dem Fenster. Arme Lucertola. Jetzt war sie wieder weg. „Schade“, meinte die Kranke, „sie ist so süß.“

Tage und Wochen vergingen. Bei Giuseppina ging es auf und ab. Doch immer fühlte sie sich matt. Wie lange noch? Würde sie jemals wieder gesund? Sie hatte allen Mut verloren. Es war so hart, immer liegen zu müssen.

Wieder stand Bett an Bett auf der sonnenbeschiedenen Terrasse. Die Kranken lagen draußen, ließen sich von der Sonne erwärmen, hüstelten, sprachen leise zusammen, schwiegen und staunten vor sich hin. Aber trotz Sonne und flutendem Lichte lag es wie eine Beklemmung über ihnen. Ihre Gesichter waren ernster als sonst, die Gespräche wurden noch leiser geführt, die Augen sahen traurig in die Ferne.

Da kam das Eidechslein, munter und zierlich wie immer, machte seine drolligen Vorstellungen, zappelte fleißig hin und her, schnupperte, überpurzelte sich. Man achtete seiner kaum. Keine Brotkrumen wurden geworfen, kein leises Lachen erkönte. Das weiße Bett in der Ecke fehlte. Eine Kranke weniger lag draußen. —

Das Eidechslein ging wieder, raschelte durchs Blattwerk und verschwand.

Arme, junge Giuseppina Corti! Sie sah es nicht mehr, ihr liebes Eidechslein mit den schwarzen Augen. Sie lag reglos und alabasterweiß in ihrem Zimmer, ganz mit duftenden Blumen bedeckt, die dunkeln, schönen Augen für immer geschlossen, und an ihrem Lager kniete Carlo, ihr Bräutigam, der zu spät gekommen.

Dr Morge. Von Meinrad Lienert.

Und isch mer z'Nacht mys Härz Ing läär,
Und d'Arde wie usbrunne,
Se hät dr Morge Roschänz
Um jede Dpirhag gpunne.
Se mänge Morge as mer chunt,
Cha's z'arflewys gh gwunne.
Was ist dra schuld, as mys jung Aug,
Und üsi alt lieb Sunne.